



für köln



vielfältig, offen, human

Der Caritasverband Köln

„Für

In der Zeitung steht, er hat Sozialpädagogik studiert, Franz Decker heißt er, ist Pfarrer, die machen doch Erntedankfest und Kaffeekränzchen? Der ist Caritasdirektor? Man kennt da einen, der einen in Berrenrath kennt, wo er früher war, sucht das Gespräch, sagt der, ist mitten unter den Menschen, hat einen Sohn, einen Adoptivsohn ...

Da trägt einer Verantwortung. Und scheut sich nicht davor. Für 1.500 Mitarbeiter und eine Unzahl von Menschen, die Hilfe brauchen. Da ist einer zuständig dafür, dass 850 ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ernst genommen werden und sinnvoll arbeiten können. Und lässt sich nicht erdrücken, sondern ist stolz. Dass Sachen gelingen und wirken.

Dass professionell gearbeitet wird. Dass 240 bei der Nachbarschaftshilfe „Kölsch Hätz“ mitmachen und alte Menschen aus Isolation befreien. Dass die Pfarrgemeinden den Weg mitgehen, professionelle Caritas vor Ort befördern. Stolz auf das Tanzprojekt „come 2 move“, bei dem 100 Jugendliche eine Choreografie einstudiert und neue Erfahrungen gemacht, einen neuen Horizont gesehen haben hinter der engen Grenze, die sie bis dahin nur kannten.

Ist in Godesberg geboren, im Krieg, Köln lag schon in Schutt und Asche, aus Köln sollen die Eltern sein, einer kennt einen, der einen kennt, aus angesehenen Arztfamilie, der Älteste von acht Geschwistern, Großeltern lebten auch im Haus, die Mutter Managerin einer Großfamilie. Der weiß sich einzuordnen, weiß, dass es Strukturen und Organisation braucht, wenn alle satt werden sollen.



die Leute“

Gibt es das: Menschen, die einen geraden Weg gehen? Oder sind es die Zufälle, die alles fügen? Ist der Weg nur beim Blick zurück gerade? Weil wir uns immer als Einheit erleben? Der Mensch. Geschaffen nach Gottes Bild: jeder einzigartig und göttlich. Voller Sehnsucht. Und jeder Hilfe

wert. Darf er nicht wanken, verzweifeln? Darf er nicht dazulernen? Darf er nicht hoffen auf eine Hand? Deshalb gibt es den Caritasverband Köln. Ihr Direktor heißt Franz Decker und ist Pfarrer. Und ein bisschen anders.

Seine Gewissheit: Christentum ist eine Gemeinschaftsreligion und die Kirche von Anfang an Ort sozialer Bewegung. Der Mensch ist verantwortlich. Und Jesus als Vorbild eine Zumutung. In seiner bedingungslosen Ausrichtung an der menschlichen Not, am Bedürfnis nach Glück. Nein, das kann man nicht von jedem Menschen verlangen. Aber für die Caritas muss das die Orientierung sein.

der war dabei, im Gespräch, kann es bezeugen, kennt die Wurzeln, aber will neue Triebe, weil sonst auch das Alte stirbt, und sonst, kreativ sein, die Caritas: ausrichten an der Radikalität Jesu, weniger sagen, mehr hören, und dass Raum ist für Ideen, für Abwegiges, verantwortlich sein.

Ziele hat er, Franz Decker: Dass der Caritasverband Köln offen bleibt. Dass sich die Menschen verantwortlich fühlen für die sozialen Probleme der Stadt. Die vielleicht die Stadt aus der biblischen Offenbarung werden könnte, Köln, „die Stadt der offenen Tore“.

In seinem Herzen einen großen Wunsch: Köln soll seiner Verantwortung für all die Kinder und Jugendlichen gerecht werden, die sich derzeit nicht vorstellen können, gewollt zu sein in dieser Gesellschaft. Die brauchen eine Vision. Er kann sie nicht lassen, die Leute – die jungen, die alten, die fremden.



7:30 Uhr: Es ist früh. Fast eine Stunde zu früh für **Christa Rüenauer**. Tage, an denen ihre Haushaltshilfe Brigitte Biegansky kommt, möchte sie nicht mit Hektik beginnen und steht eher auf. Sie entfernt das Sauerstoffgerät, das sie zum Atmen braucht, seit bei ihr eine dauerhafte Verengung der Atemwege (COPD) diagnostiziert wurde. Sie steht langsam auf, geht langsam in die Dusche, kleidet sich langsam an. Damit der Atem nicht weg bleibt. Sie ist Jahrgang 1937, aber das ist trotz Krankheit nicht zu glauben.

8:00 Uhr: Ehemann Josef hat Frühstück gemacht. Der Brotkorb steht in der Sonne auf dem Küchentisch. Tee, Butter, Marmelade. Ein Tag wie gemalt für die Terrasse. Aber heute ist Aufräumtag, Haushaltstag.

8:28 Uhr:

Brigitte Biegansky ist pünktlich. Kurz und eingespielt der Dialog zwischen Hausherrin und Haushaltshilfe. Dies ist zu tun und jenes. Sie könne nicht gut Anweisungen geben, es falle ihr schwer, sich helfen zu lassen, gesteht Christa Rüenauer. Vor der Krankheit war sie aktiv, trieb Sport. Frau Biegansky übernehme selbst die Initiative. Man merke, dass sie das aus Überzeugung mache. „Einen guten Draht“ hätten sie zueinander, sagen beide. „Ich mache diese Arbeit gerne“, sagt Brigitte Biegansky. Sie steht im Bad. Reinigt Armaturen und Waschbecken. Was eben zu putzen ist. Christa

10:33 Uhr: Christa Rüenauer zieht das Sauerstoffgerät auf. Die Hausarbeit hat angestrengt. Sie liest eine Biographie über Rubens, ruht sich aus.

13:15 Uhr: Christa und Josef Rüenauer sitzen auf der Terrasse, spielen Scrabble. Er führt.

15:30 Uhr: Der Computer ist an. Im Forum für COPD-Erkrankte trifft sie Betroffene und Angehörige.

17:00 Uhr: Das Ehepaar isst zu Mittag. Spät, damit er eine Mahlzeit sparen kann – für seine Figur.

19:15 Uhr: Ein Glas Wein steht auf dem Wohnzimmertisch. Christa Rüenauer ist in ein Buch versunken. Nachher wird sie eine Dokumentation ansehen. Vielleicht schaut sie auch noch einmal ins Internet. Sie wird spät ins Bett gehen und früh wieder aufstehen. Sie freut sich, dass Brigitte Biegansky morgen wieder kommt, als Mensch, nicht als Putzhilfe.



„Engel mit Flügeln“

Der Caritasverband Köln hilft Menschen, möglichst lange und möglichst selbständig in ihrer vertrauten Umgebung leben zu können. Die ambulante Pflege ermöglicht Grund- und Behandlungs- oder Körperpflege. Wir helfen durch haushaltsnahe Dienstleistungen (mit denen wir auch Langzeitarbeitslosen wieder eine Perspektive geben). Der Hausnotrufdienst schafft Sicherheit. Wir bieten Palliative Care an und unterstützen pflegende Angehörige von Demenzkranken über CarUSO.



6:30 Uhr: **Brigitte Biegansky** ist schon ein paar Minuten wach. Das ist jeden Morgen so. Sie muss den Tag ruhig anfangen. Frühstück, trinkt einen Kaffee, lässt sich Zeit. Ihr heutiger Tourenplan kommt elektronisch und per Funk direkt auf ihren Planer.

8:20 Uhr: Die junge Frau steigt auf ihr Fahrrad. Ihre erste Arbeitsstation liegt nah. Frau Rüenauber wohnt in der Nachbarschaft.

:8:28 Uhr

Rüenauber bügelt nebenan. Sie will so viel wie möglich selbst tun. Nur für das anstrengende Putzen fehlt die Luft. Zwei mal zwei Stunden kommt Brigitte Biegansky jede Woche. Jetzt wischt sie Staub. Eine kleine Putte fällt hinunter. Fehler verbinden, sagt Christa Rüenauber, lacht und tröstet ihre Haushaltshilfe. Der Engel hat einen Flügel verloren, den die beiden Damen wieder ankleben. Zeit für einen Kaffee, ein Gespräch über Gott. Und die Welt. Staubsaugen in Wohnzimmer und Arbeitszimmer, dann ist die Zeit um. Morgen geht es mit den anderen Zimmern und der Küche weiter. Brigitte Biegansky muss weiter.



10:45 Uhr: In Lindenthal freuen sich zwei Patienten der Sozialstation, die HIV-positiv sind, über das Klingeln an der Tür. Sie versuchen, so viel wie möglich selbst zu machen. Aber Putzen ist zu anstrengend. Das Immunsystem ist angegriffen. Brigitte Biegansky übernimmt die schweren Arbeiten.

13:15 Uhr: Das ältere Ehepaar ist körperlich nicht mehr auf der Höhe. Auf einem Zettel hat die Tochter der beiden die Aufgaben für Brigitte Biegansky hinterlassen: Staub saugen und das Abendessen vorbereiten. Die Tochter wird am Abend gemeinsam mit den Eltern essen.

15:30 Uhr: Die 90-jährige Frau ist genervt, dass die Renovierung ihrer Wohnung so lange dauert. Putzen macht keinen Sinn. Aber einkaufen kann Brigitte Biegansky. Die alte Dame schafft die Treppen nicht mehr.

16:45 Uhr: Brigitte Biegansky schließt ihr Fahrrad auf. Sie freut sich auf ihre kleine Wohnung. Vielleicht fährt sie noch einen Umweg. Die Sonne scheint.



„Pflege hat heute gar nichts zu tun mit dem Bild der ‚abgeschobenen Alten‘. Das ist draußen noch gar nicht richtig angekommen.“ Anita Hoffmann hat den Wandel in der Pflege mitgemacht. Sie hat ihn begleitet und mitgestaltet. Dabei kam die gelernte Fernmeldeassistentin erst dazu, als ihre beiden Söhne aus dem Haus waren. 1989 war Anita Hoffmann erstmals als geringfügig Beschäftigte in einem Altenheim tätig. Und sie merkte sofort: „Hier ist ein Feld, in dem ich viel bewegen kann, viel bewegen muss.“

Die Arbeit selbst hat ihr von Anfang an Spaß gemacht. Inzwischen ist sie stellvertretende Pflegedienstleiterin im Caritas-Altenzentrum St. Josef-Elisabeth. Sie merkt, wie sich der Anspruch an die Professionalität der Arbeit geändert hat. „Früher wurde nichts dokumentiert. Heute ist Pflege geplant. Da steht für jede Bewohnerin und jeden Bewohner genau, was zu tun ist und welche Ziele wir verfolgen.“ Die Mitarbeiterinnen im Team von Anita Hoffmann planen die Pflege individuell, führen sie durch, formulieren Ziele, überprüfen sie und nehmen Änderungen vor.

Die Bewohnerinnen und Bewohner sollen so viel

wie möglich selbst machen. „Wir hatten einmal eine Frau, die nach einem Beinbruch aus dem Krankenhaus zu uns kam mit einer ganz schlechten Prognose. Wir haben sie dann Schritt für Schritt an das Laufen herangeführt. Die Dame ist nach all den Jahren bestens integriert im Haus und richtig aufgeblüht.“ Aber es gibt auch schwere Stunden. Liebgewonnene Menschen, die sterben. „Wir sind keine Geburtsstation. Aber die älteren Menschen haben doch auch eine Würde.“

Stationäre Pflege

Die Caritas-Altenzentren bieten alten Menschen ein Zuhause, deren Betreuung in der bisherigen Umgebung nicht mehr gesichert ist. Hier finden pflegebedürftige Menschen eine 24-Stunden-Betreuung aus kompetenter Hand. Einige Altenzentren bieten Kurzzeit- und Tagespflege an, um Angehörige stundenweise zu entlasten. Der Caritasverband Köln betreibt elf stationäre Einrichtungen, darunter sechs Altenzentren, zwei Hospize und drei Wohnhäuser für Menschen mit Behinderung.

Die Nähe zur evangelischen und katholischen Gemeinde ist für Anita Hoffmann nicht nur deshalb von Bedeutung. „Da gibt es Austausch, das bringt Leben hier rein. Für die alten Menschen kann man das gar nicht hoch genug bewerten.“ Ein Jesuitenkonvent, der im Haus wohnt, hält regelmäßig Gottesdienste in der Kapelle.

Wer von Altenheimen nur eine Vorstellung hat, staunt. Hier findet keine Beschäftigungstherapie statt. Gut ausgebil-

„Das bringt Leben hier rein“

dete Pflegerinnen versuchen den alten Menschen in enger Abstimmung mit den Angehörigen ein möglichst selbstständiges Leben zu ermöglichen. „Zum Glück“, sagt Anita Hoffmann. „Die Menschen werden älter und kommen mit mehreren Krankheiten zu uns. Und der Anspruch der Angehörigen ist viel größer geworden.“ Die meisten wollen informiert sein und involviert werden. „Dass Eltern abgeschoben werden, stimmt selten. Den Kindern fehle einfach das medizinische Know-How.“

Die andere Haltung von Pflegekräften und Angehörigen ist zu sehen: Die Räume sind hell, warm. Das haben die Mitarbeiterinnen gewollt – und gemacht. Anita Hoffmann achtet auf ihre Kolleginnen. Die Arbeit ist nicht nur körperlich anstrengend. „Da muss man schon schauen, dass sie Ausgleich haben, rechtzeitig Urlaub nehmen.“

Für Anita Hoffmann ein tolles, fortschrittliches Team. Wie die ganze Caritas. „Das ist ein modernes Unternehmen, das trotzdem Seele und Herz

bewahrt.“ Anita Hoffmann hat sich noch nie ausgelaugt gefühlt. Die Arbeit ist ihr „eine große Befriedigung und eine tolle Bestätigung“.

Auch wenn sie als stellvertretende Pflegedienstleiterin inzwischen viel Büroarbeit machen muss, sieht sie die Bewohnerinnen und Be-

wohner täglich. Und damit sie den Kontakt nicht verliert, macht sie auch immer noch Wochenenddienste. „Wenn man auf allen Seiten Verständnis fördern will, muss man auch alle Seiten kennen.“



Caritas-Einrichtungen

Der Caritasverband Köln betreut Menschen mit Behinderung umfassend. Werkstätten in Köln erlauben es, allen eine Tätigkeit zu vermitteln, die den individuellen Fähigkeiten entspricht: im Druckhaus, in der Gärtnerei, der Näherei oder der Metallverarbeitung. Insgesamt 600 Menschen mit Behinderung arbeiten in 4 Werkstätten der Caritas, die meisten im Gut Frohnhof. In den Wohnhäusern Gut Pisdorhof und St. Christophorus finden Menschen mit geistiger Behinderung eine sichere Heimat. Auch Eveline Kubutat.



„manche

Was Eveline Kubutat liebt:

1. wenn ein Luftschiff fliegt oder ein Gasballon
2. den Pisdorhof
3. ihre Hunde Waldi und Dolly
4. Huskys und Schäferhunde
5. Günter
6. alle
7. Pizza-Hawaii
8. Gänseblümchen
9. Karneval
10. Ostern

Was Eveline Kubutat nicht mag:

1. Schlägereien
2. Gewalt
3. Tierquälerei
4. so früh aufstehen beim Küchendienst
5. Bin Laden (weil der böse ist)
6. Regen
7. Gulaschsuppe
8. Fisch

Seit 21 Jahren arbeite ich hier schon, im Gut Frohnhof. Wir arbeiten in der Gruppe. Schrauben, Dichtungen, Gummis zählen. Und dann Verpacken. Immer fünf Stück oder zehn. Die Arbeit macht sehr viel Spaß. Wenn ich aber mal Fehler gemacht habe, dann muss ich das immer sagen. Das passiert ab und zu. Aber ich korrigiere das dann. Oder wenn ein Etikett kaputt ist. Das ist für Ford, glaube ich. Die Autos sehe ich öfters.

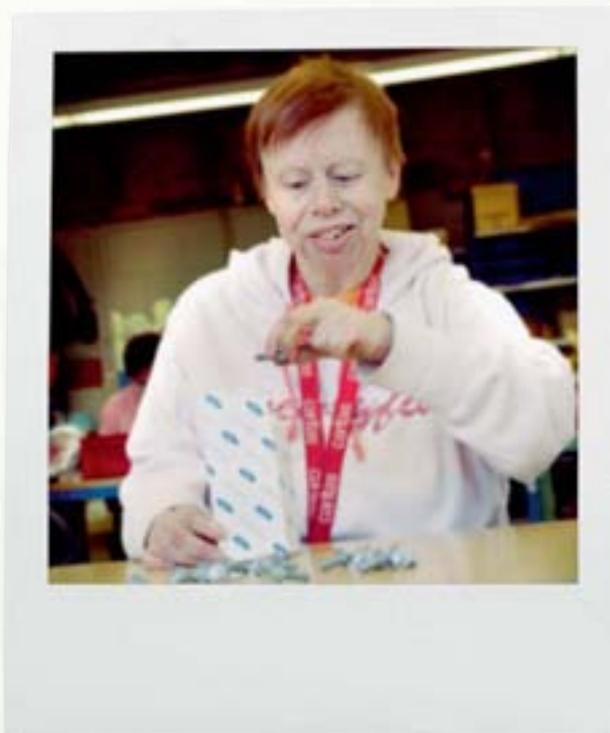
Zuerst stehe ich auf. Immer um 6 Uhr oder wenn ich Küchendienst habe um halb sechs. Im Wohnheim müssen wir den Tisch abräumen, Wäsche runterbringen und so. Anschließend dusche ich, dann frühstücken. Um Viertel vor acht muss ich losgehen zur Arbeit. Wir fangen um acht an. Bis vier Uhr geht das. Aber da gibt es Pausen. Zum Essen. Und mittags eine Kaffeepause. Da mach ich immer den Kaffee für alle.

zu Hause trinke ich noch einen Kaffee. Wenn ich Zeit habe, gehe ich nach draußen, gucken oder fernsehen oder unterhalte mich mit meinen Freunden. Ich mach' Ausflüge und habe Hobbys, zum Beispiel mit meinen Hunden spazieren gehen, meine Stoffhunde. Die schauen gerne fernsehen. Da freuen die sich. Nur den Terrorismus im Fernsehen. Das mögen wir nicht. Wenn es schön wäre, Frieden auf der Erde, das würde ich mögen. Im Pisdorhof wohne ich schon 17 Jahre, vorher habe ich in Worringen und Weidenpesch gewohnt. Im Pisdorhof habe ich Leute, die nett sind. Ich verstehe mich mit allen da gut. Günter wohnt auch dort. Wir sind schon lange zusammen. Aber heiraten, so was tue ich nicht, sonst meinen die, wer heiratet, muss raus. Wenn er mich so umarmt, das mag ich sehr gerne. Er mag das auch.

Ich wohne gern in Köln. Da gefällt mir alles: die Stadt, die Märchensiedlung in Holweide. Ich gehe gerne spazieren im Stadt-

frauen haben empfindliche haut“

Eveline Kubutat arbeitet seit über zwanzig Jahren in den Caritas-Werkstätten



teil. Manchmal gehen wir in den Gottesdienst. Der Herr Kugler ist ein netter Pfarrer. Gestern wollte ich auch hin, aber da hat's nicht geklappt. Was mir hier gefällt, das sind die Häuser, man kann viele Menschen kennenlernen, das ist schön, und man kann gut spazieren gehen.

Aber nicht nur die Hunde interessieren mich. Ich mag auch Sport. Vor allem Winter: Langlauf und Abfahrt und Skispringen. Ich schau auch gerne Olympiade an. Aber da gefällt mir nicht alles. Wenn einer verunglückt beim Abfahrtslauf. Fußball finde ich toll. Deutschland und Italien sind am besten. Am meisten mag ich den Ronaldo, er spielt so richtig gut.

Theater mache ich auch. Da haben wir so einen Karnevalstanz gemacht mit Musik. Da muss man mit so nem Wedel machen. Ich mag es gerne zu lernen. Manchmal ist der Günter auch dabei. Wir sind da so zehn. Und machen Karneval. Dieses Jahr war ich als Clown und beide Hunde auch. Wir haben gefeiert in Sankt Konrad. Bei der Sitzung habe ich auch mitgemacht. Getanzt und Musik gemacht. Ein schönes Kostüm, ein buntes. Mit vielen Flickern. Aber nicht geschminkt. Da täte mir die Haut weh. Manche Frauen haben empfindliche Haut.

Ich denke, das war schon viel, was ich gesagt habe.

Leben als ob



René Tietze lebt seit 1991 auf der Straße. Die Chronologie seiner Verluste klingt wie eine Rutschbahn ins Elend: Freundin, Job, Wohnung, Familie. In der Kontakt- und Beratungsstelle Rochus des Caritasverbandes Köln findet er seine kleine Heimat, Beratung, sozialmedizinischen Dienst und Kleiderkammer.

Hätte auch ein anderes Leben sein können. Hätte. Leben als Möglichkeit. Im Konjunktiv. Was bleibt einem auch. Hoffnung. Auf eine Wohnung. Hast du keine Wohnung, kriegst du keinen Job. Hast du keinen Job, kriegst du keine Wohnung. Steht erst mal „ohne festen Wohnsitz“ im Pass, dann ist eh Schluss. Ist nicht zu ändern. Das damals nicht. Mit den geklauten Mopeds. Und dem VoPo* dann über die Füße fahren. Hätten die nicht gleich „Widerstand gegen die Staatsgewalt“ draus machen müssen. Wegen ´nem geklauten Mofa. Aber deshalb auf den Ausreiseantrag verzichten? Rausmüssen, rauswollen, rastlos. Wo waren die Möglichkeiten, damals, in Thüringen? Hätte man nicht müssen.

Aber musste man ja was machen. 18 Monate im Bau.

Kannst du mir was geben? Ist ein guter Platz zum Schnorren in der Innenstadt. Aber bleibt geheim. Verdienst? Das ver-rat ich doch nicht. Köln ist von der sozialen Einstellung der Leute die beste Stadt. Die Ämter sind in Ordnung, halten sich an Versprechen. Das ist korrekt. Freundlich lächeln. Naja, Arbeit ist das keine. Ohne Wecker und Bad einen Job machen? Geht doch nicht.

Hätte auch was anderes machen können, klar. War aber gut so. Hat auch im Westen Jobs gegeben für einen Bau-facharbeiter. In Nürnberg, als ich rüberkam. Vor allem als die Mauer fiel. Aber



dann ging's bergab auf dem Bau. Dann hast Du noch Psycho-stress mit einer Frau. Dann lügst du deinen Chef an, weil du nicht mehr kannst. Und dann geht es los mit dem Leben auf der Straße. Dann ziehst du von da nach da. Überall rum. Und versuchst halt alles. Klar.

Haste keine Knete, dann klaust du dir halt mal was oder versuchst einen Kiosk aufzubrechen. Für Geld und Alkohol.

Das erste Bier schon zum Frühstück. Klar. Das ist ein Gruppenprozess. Und du musst ja die Zeit loswerden. Mit ´ner Wohnung wäre das anders. Dann könntest du das in den Griff kriegen. Trinkst du was, kannst du auch leichter schnorren. Da sinkt die Hemmschwelle. Schämst dich nicht mehr so.

Da gewöhnt man sich dran. Hadern gibt's nicht. Geht gar nicht. Musst ja sehen, wo du bleibst. Die Caritas ist Heimat. Auf Deutsch gesagt. Da kannst du hinkommen, deine Klamotten waschen, duschen. Da hast du einmal am Tag was Warmes zu essen. Die fragen nicht, ob du betest. Da gibt's keine Re-

geln für uns. Außer: kein Alkohol auf dem Gelände. Mehr kann man sich gar nicht wünschen. Die helfen, so weit sie können. Immer. Die sorgen sich wirklich. Das ist was Reelles.

Obdachlosenheim? Dort beklauen sie dich nur. Gibt ja nicht mal einen Spind. Da gehst du nicht mal im Winter hin. Verrate nie, wo du Platte machst und deine Sachen bunkerst. Es gibt Freunde und Feinde. Manche klauen dir die Schuhe aus dem Schlafsack. Kann dir passieren, dass du im Oktober barfuß über die Rheinauen läufst. Aber Solidarität gibt's. Alle für einen, einer für alle. Mal hat der was mehr und teilt es, mal der. Musst dir die richtigen Leute aussuchen. Klar.

Lass das mit dem Klauen. Wenn du die Hoffnung auf ´ne Wohnung nicht verlieren willst, musst du aufpassen. Kann ja alles anders kommen. Klar.

* Volkspolizist (der DDR)



Monika Kuntze kennt sie alle: den „Gastarbeiter“, den „Ausländer“, den „Asylanten“, auch die nationalen Zuschreibungen sind ihr vertraut, „der Itaker“ und „der Kanake“. Sie kennt die Vorurteile, die in den Worten zu Hause sind. Monika Kuntze leitet das Geschäftsfeld Integrations- und Familienhilfe beim Caritasverband Köln. Und ist damit für Migration und Integration zuständig. Seit 1983 ist ihr dieses Arbeitsfeld vertraut. Ihre Erfahrung: Je dringender ihre Arbeit gebraucht wird, desto mehr muss sie sich dafür rechtfertigen.

Integration verpflichtet

Ist die Integration in Deutschland gescheitert?

Monika Kuntze: Man muss das differenziert betrachten. Erst mal gibt es eine hohe Zahl von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte, für die Deutschland Heimat ist. Aber wir haben zum Beispiel im Bildungswesen ein großes Gerechtigkeitsproblem. Bildung ist aber eine wesentliche Grundlage für die berufliche und soziale Integration. Da ist nicht die Integration gescheitert. In den Schulen muss auf die interkulturelle Zusammensetzung der Klassen eingegangen werden.

Und wie ist es um die Situation in Köln bestellt?

Ich glaube, dass wir in Köln wie überall sehr lange „geschlafen“ haben, weil man dachte, Integration käme von al-

leine. Integration „geschieht“ aber nicht und ist erst recht nicht kostenlos. Die Politik muss erkennen, dass Integration nicht erzwungen werden kann, sondern durch Anreize gefördert werden muss. Integration betrifft übrigens Migranten und Deutsche gleichermaßen.

Wie wollen Sie Frauen integrieren, die seit zwanzig Jahren hier leben und nur den Satz sprechen: „Mann nicht da“?

Deutschland ist ein Einwanderungsland. Aber wir haben alle Migrantinnen und Migranten viel zu lange als Gäste behandelt. Als Gast habe ich doch nicht das Bedürfnis, hier anzukommen. Ich finde es übrigens wichtig, unsere Konzentration auf die Kinder, Jugendlichen und auf

deren Familien zu lenken. Hier liegt unsere größte Chance.

Aber Sie haben Recht: Die Sprache ist eine wichtige und notwendige Voraussetzung. Wir bieten spezielle Frauensprachkurse an, um die Mütter zu stärken – und damit sie der schulischen Entwicklung ihrer Kinder folgen können.

Was machen Sie, damit Mädchen, zum Beispiel türkischer Herkunft, nach der Schule nicht in der Familie „verschwinden“?

Schüler und Schülerinnen mit Migrationshintergrund verlassen überproportional häufig die Schule ohne Abschluss. Wir versuchen den Mädchen und den Jungen in den Jugendzentren mit begleitenden Hilfen, Wege und Möglich-

keiten aufzuzeigen, weiter zu kommen. Zum Beispiel mit Hausaufgabenhilfen. Wir stärken die Mädchen bei ihrer Gratwanderung zwischen Tradition und Moderne. Sie sind häufig sehr gut in der Schule und haben Ehrgeiz. Da ist es wichtig, dass die Mütter sich für die Ausbildung oder den Schulabschluss ihrer Töchter stark machen. Mädchenarbeit ist auch Mütterarbeit.

Gibt es Probleme, die Jugendliche deutscher und anderer Herkunft gemein haben?

Jugendliche haben das Gefühl der Perspektivlosigkeit. Jugendliche denken, es sei völlig egal, was sie tun, sie hätten ohnehin keine Chance. Das erleben Jugendliche in Deutschland schon sehr lange. Ich wundere mich, dass die Wut über diese Ungleichheit nicht viel größer ist. Dass sie noch so ruhig bleiben und nicht aufstehen und sagen: „Es reicht.“ Dabei haben sie Potenziale, die wir nur nutzen müssen: zum Beispiel ihre Mehrsprachigkeit.

Wie wollen Sie ausländische Jugendliche integrieren, wenn sie nach der Schule in ihrem Umfeld nach anderen Werten und in anderen Sprachen leben?

Ein Anreiz, das zu ändern, besteht nur, wenn es eine Wechselwirkung gibt: Wenn beide Seiten erkennen, dass es keine Alternative zur Integration gibt, wird es leichter für die Jugendlichen, sich als Bestandteil zu begreifen. Man muss den Jugendlichen vermitteln können: „Es ist möglich. Ihr könnt es schaffen.“

Was tut die Caritas, um etwas aufzubrechen?

Das Wichtigste ist, mit unseren Angeboten dahin zu gehen, wo die Jugendlichen mit ihren Familien leben. Die Stärke der Caritas besteht darin, vor Ort ein breites Angebot an Dienstleistungen miteinander zu vernetzen. An „Runden Tischen“ wie dem Netzwerk für Integration in Köln-Höhenberg melden sich auch Migrantinnen und Migranten zu Wort. Sie bringen eigene Anliegen zum Ausdruck,

verstehen sich aber auch als Multiplikatoren und Vorbilder.

Das klingt nach einem langen und mühsamen Weg?

Ja, ein Weg, den die Caritas schon seit vielen Jahrzehnten geht und der auch noch lange nicht am Ende ist. Wir arbeiten anwaltschaftlich, besonders für die Menschen, die keinen gesicherten Aufenthalt haben, Flüchtlinge und Menschen ohne Papiere, so genannte „Illegale“. Mit Beratung und Hilfe für traumatisierte Flüchtlinge, oder in dem wir ihre Rechte wahrnehmen. Um nicht reguläre Aufenthaltssituationen zu vermeiden, wollen wir alle rechtlichen Möglichkeiten zur Legalisierung ausschöpfen und Altfall- und Bleiberechtsregelungen schaffen. In Köln haben wir den Runden Tisch für Flüchtlingsfragen und die Ausländerrechtliche Beratungskommission, ganz viele Gremien. Da arbeiten alle zusammen, um Flüchtlingen eine Perspektive zu bieten in Köln.



„Wenn wir

Bolivien 1962: Der junge Mann ist auf dem Weg zur Grenze. Er hat ein Stipendium für das Geologie-Studium in Brasilien in der Tasche. Der Wind zerzaust sein schwarzes Haar.

Er wird rot. Aber tapfer und laut singt er sein Lieblingslied: „Stups, der kleine Osterhase“. Musik ist sein Leben. Papa muss zu Hause immer klassische Musik auflegen. Und Geschichten muss er ihm auch jeden Tag erzählen. Dann kuschelt er sich ein. Seine braunen Augen schauen neugierig und ein wenig ängstlich. Er versteht nicht, was der Gast von ihm will. Was soll man über die Kindertagesstätte erzählen mit fünf? Was soll man sagen zu etwas, das so selbstverständlich ist wie der Wind?

Brasilien 1969: Viel kann er nicht mitnehmen. Ein paar Hemden, Unterwäsche, eine Hose. Die Kameraden drängen. Die Frau hat die beiden Kinder an der Hand. Schnell muss es gehen. Das Militär versteht keinen Spaß mit politischen Aktivisten. Das Militär hat die Macht – und Waffen.

Wenn er Spanisch spricht, wird er leise. Vor Fremden fühlt er sich getestet. Wenn er ein Wort nicht kennt, das Papa ausspricht, verkriecht er sich in sein T-Shirt. Mit Papa spricht er viel Spanisch. Aber richtig gelernt hat er es erst in der Kindertagesstätte Groß St. Martin. In Deutsch ist er besser. Besser sogar als Papa.

Bolivien 1971: Carlos Soliz steht erneut mit gepackten Koffern da. Diesmal hatte er mehr Zeit zu überlegen. Seine Frau auch: Sie flieht mit allen drei Kindern nach Brasilien. Für ihn zu gefährlich. Sein Weg führt über Argentinien nach Chile.



Hilfe und Entlastung im Caritasverband

- Freizeitangebote für Jugendliche
- Hausaufgabenbetreuung
- Zweisprachige Betreuung in Kindertagesstätten
- Vermittlung von Jugendlichen in Ausbildung und Beruf

schlafen, ist die Sonne in Brasilien“

Luca Gabo Soliz, den alle nur Gabo nennen, kennt viele Geschichten aus Lateinamerika. Geschichten über das Feuer zum Beispiel. Und wie vorsichtig ein fünfjähriges Kind damit umgehen soll. In der Kindertagesstätte haben sie Projekttag dazu gemacht. „Wenn wir schlafen, ist die Sonne in Brasilien.“ Er hat sich jeden Satz gemerkt. Gabo ist ein sehr sensibler und intelligenter Junge. Sein bester Freund ist Paul, dessen Vater in Barcelona lebt. Aber Miguel spricht am besten Spanisch. Der ist da auch geboren.

Argentinien 1971: Die Militärdiktatur unter Onganía war keine Alternative. Aber im Nachbarland tat sich Unerhörtes. Ein Präsident versprach dem Volk Milch und Teilhabe. Alle Hoffnungen richteten sich auf Salvador Allende.

Gabo macht es sich am liebsten gemütlich. Oder klettert. „Oben“ ist immer der beste Platz. Dann wird unten alles klein. Vielleicht fliegt er bald nach Südamerika, wo sein Vater herkommt und drei seiner Brüder leben. Malen liebt Gabo auch. Oder mal alleine in der Turnhalle sein und Platz haben. „Haus heißt casa“, erzählt er dem Besucher stolz.

Chile 1973: Allende ist tot. Die Hoffnung Lateinamerikas lebt nicht mehr. Die Häscher von General Pinochet sind überall. Und Carlos steht auf ihrer Liste. Er schafft es gerade noch in ein UNO-Flüchtlingscamp. Er ist Vater von fünf Kindern.

Carlos Soliz fühlt sich privilegiert. Er, der seit 1982 in Köln lebt, hier als Lehrer arbeitet, ist heilfroh, dass sein Kleinsten in einer bilingualen Kindertagesstätte sein darf. Eine riesige Freude ist Gabo, den er viel intensiver wahrnimmt als die 30 Jahre älteren Geschwister. Nicht auf der Flucht, sondern in einer Stadt, die er liebt und die seine zweite Heimat geworden ist. Die ersten Jahre sind so entscheidend. Was seinem Kind in der bilingualen Kindertagesstätte alles mitgegeben wird. Nicht nur die Sprache des Vaters, sondern Offenheit. Weil jeder hier, egal woher er kommt, in einer Sprache zu Hause sein darf.





Das große Ganze

Dr. Barbara Schuster hat die Großen der Politik kommen und gehen sehen: Hans-Dietrich Genscher und Gerhard Baum, Klaus Töpfer, Angela Merkel und Jürgen Trittin. Die Namen fallen nebenbei. Als hätten sie keine Bedeutung. Barbara Schuster hat sich in ihrer Nähe hochgearbeitet. Eine Frau, die schon früh Vorgesetzte war und Teams leitete. Obwohl sie keiner Partei angehörte, schaffte sie es als Leiterin der Naturschutzabteilung im Bundesumweltministerium bis zur Ministerialdirektorin. Über ihr standen nur noch Staatssekretäre und Minister. Als sie die erste Unterabteilung übernahm, musste sie auf einmal lauter ältere Herren führen. Sie hat sich durchgesetzt: mit Können und Wissen. Manchmal half auch Charme. Und Ballett. Das war schon immer ihr Ausgleich.

Man muss das wissen, um zu verstehen, warum eine wie sie – Jahrgang 1945, studierte Wirtschaftswissenschaftlerin, erfolgreiche Beamtin, eine liberale Bürgerin ohne kirchliche Bindung – der Caritas Geld spendet und eine Treuhandstiftung gründet. Dass sie nach dem Beruf ganz anderes im Sinn hat als nur zu reisen.

Spenden im Haushalt der Caritas

Über 70 Millionen Euro gibt der Caritasverband Köln jedes Jahr für seine Angebote aus. Auch wenn Spenden und Stiftungsgelder nicht die größte Einnahmequelle des Caritasverbandes Köln sind, haben sie eine große strategische Bedeutung. Zentrale Angebote, wie die allgemeine Sozial- und Schuldnerberatung könnten ohne Spenden nicht aufrecht erhalten werden. Auch innovative Projekte sind ohne zusätzliche Zuwendungen nicht möglich. Weil sich der Staat immer mehr zurückzieht, werden Spenden, Zustiftungen und Vermächtnisse immer wichtiger.

Für eine wie Barbara Schuster war es unvorstellbar, im Ruhestand die Beine hoch zu legen. Als sie nach vielen Jahren in höchsten Ämtern schließlich doch einem Parteibuch weichen musste und verabschiedet wurde, wollte sie nachholen, was sie der Karriere geopfert hatte: Besuche von Konzerten, Opern, Lesungen, Museen. Sie begann, Philosophie und Geschichte zu studieren. Ihrem geliebten Ballett konnte sie mehr Zeit widmen. Und so kam sie, die sonst kaum Berührungspunkte mit Kirche hat, zur Caritas. In der Zeitung las sie von dem Projekt „come 2 move“ für Jugendliche. Mit den Mitteln des Tanzes sollten Jugendliche sich selbst neu erfahren, Erfolge spüren, mit ihrem Körper umgehen lernen. Doch dafür brauchte es noch Geld.

Barbara Schuster rief bei der Caritas an, ließ sich informieren und spendete. Mehr hatte sie eigentlich gar nicht vor. Aber die Herangehensweise der Caritas hat sie sofort begeistert. „Andere machen es nicht unter Rita Süßmuth. Das ist nichts für Privatleute wie mich. Die Caritas verzichtet auf Prominenz und Popanz“, sagt sie. Die unverkrampfte, moderne und offene Art der Caritas, die Selbstbewusstsein stärken und fördern will, hat ihr imponiert. Und aus ihrer Führungserfahrung ist ihr wichtig: „Bei der Caritas ist alles nachvollziehbar und transparent. Da weiß ich genau, was mit

meinem Geld geleistet wird.“ Kirchlichen Einrichtungen begegnet sie mit einem positiven Vorurteil: „Die haben per se eine ethische Grundhaltung.“

Aber ein Selbstzweck sind ihre Spenden nicht: „Ich will etwas bewirken. Vordergrundig war das Tanzprojekt kein karitatives Projekt, aber was wir da bei den Jugendlichen bewirkt haben, dadurch dass sie etwas anderes als Schule und Fernsehen erlebt haben.“ Ihr Anspruch ist kein geringer. Denn Barbara Schuster ist eine „homo politica“, wie sie lachend sagt, ein durch und durch politischer Mensch. Ihr geht es um das große Ganze: die res publica. Das war ihr Ehrgeiz schon im Beruf. Wer mehr

hat, sei es durch Intelligenz, Ausbildung oder Vermögen, hat ihrer Meinung nach auch eine größere Verantwortung. „Man muss sich um das Gemeinwesen kümmern“, ist ein Satz, der häufig fällt. „Die Erbschaft meiner Eltern habe ich mir auch nicht selbst verdient. Das gehört zurück.“ Ganz ernst schaut sie da. Das hat für sie Bedeutung.



Daten, Fakten, Kontakt

Selbstverständnis

„Es geht um die Rettung der menschlichen Person, es geht um den rechten Aufbau der menschlichen Gesellschaft. Der Mensch also, der eine und ganze Mensch, mit Leib und Seele, Herz und Gewissen, Vernunft und Willen steht im Mittelpunkt...“ (Gaudium et Spes 1-3). Der Caritasverband Köln bietet als Teil der katholischen Kirche Hilfe zur Selbsthilfe für Menschen in Not, damit sie in Würde leben können. Er versteht sich als Anwalt der Rat- und Hilfesuchenden und verleiht ihnen, wenn nötig, eine Stimme.

Die Beschäftigten

Der Caritasverband ist Arbeitgeber für über 1.400 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Für sie ist die Grundordnung des kirchlichen Dienstes Basis ihres Tuns. Sie legt die Haltung fest als „Gemeinschaft von Menschen, die sich in den Dienst des Evangeliums nehmen lassen“. Für den kirchlichen Dienst gelten gesonderte arbeitsrechtliche Regelungen und Vergütungstarife. Die interkulturelle Öffnung ist ein wichtiges strategisches Ziel. Entsprechend werden die Mitarbeitenden geschult. Unter ihnen sind Menschen aus unterschiedlichsten Nationen. Drei von vier Beschäftigten sind Frauen.

Ehrenamt

Insgesamt 850 Menschen engagieren sich ehrenamtlich in der Caritas. Viele sind in den Nachbarschaftshilfen „Kölsch Hätz“ aktiv. Vermittelt und beraten werden Ehrenamtliche durch die Freiwilligenagentur „Mensch zu Mensch“ in gemeinsamer Trägerschaft von Caritas und Diakonie.

Etwa 4.000 Ehrenamtliche sind in den Pfarrgemeinden im sozialen Bereich tätig, für die der Caritasverband Ansprechpartner ist. Der Caritasverband bietet ihnen Unterstützung an, unter anderem durch Fortbildungen.

Finanzen

Das jährliche Geschäftsvolumen des Caritasverbandes Köln beträgt rund 70 Millionen Euro. Es setzt sich zu drei Vierteln aus Leistungserlösen zusammen, die überwiegend von der ambulanten und stationären Pflege und den Caritas-Werkstätten für erbrachte Leistungen in Rechnung gestellt werden. Neun Prozent sind öffentliche Zuschüsse von der Stadt Köln sowie Landes- und Bundesmittel. Sechs Prozent werden über Kirchensteuermittel finanziert und jeder fünfzigste Euro kommt aus Spenden und Stiftungen. Der Rest verteilt sich auf sonstige Einnahmen.



Decker Caritasdirektor.

Geschichte

Als 1915 Kinder aufs Land verschickt werden müssen, weil es in Köln nicht genug zu essen gab, gründeten engagierte Katholiken den Caritasverband für die Stadt Köln.

Schon 1932 verliert der Caritasverband für die Stadt Köln e.V. seine Selbstständigkeit und wird kurz vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten in den Diözesan-Caritasverband überführt.

1945 erfolgt die Neugründung des Stadtcaritasverbandes mit Caritasdirektor Prälat Dr. Josef Koenen, den 1983 Prälat Dr. Karl-Heinz Vogt ablöst. Seit 2000 ist Pfarrer Franz

2006 erhält der Caritasverband eine neue Satzung, die den Caritasrat mit Aufsichtsratsfunktionen und einen hauptamtlichen, dreiköpfigen Vorstand vorsieht. Ein Jahr später wird der neue Vorstand ins Amt eingeführt (siehe Foto, v. l.): Hubert Schneider (Finanzen und Personal), Pfarrer Franz Decker (Caritasdirektor und Vorstandsvorsitzender) und Peter Krücker (Caritas-Dienste).

Ältere und pflegebedürftige Menschen

„Lebensqualität für jeden Tag.“ Bei uns finden ältere und pflegebedürftige Menschen die Begleitung und Unterstützung, die zu ihnen passt: Kontakt und Begegnung, Hilfen im Alltag, Angebote der Ambulanten und Stationären Pflege. Die Hilfe aus einer Hand richtet sich immer am Menschen in seiner Ganzheit aus. So wird da, wo Beschäftigte in Pflege, Betreuung, Beratung und Vernetzung tätig sind, Alt-Werden in Würde möglich.

- Caritas-Altenzentren mit ca. 800 Plätzen
- Hospize
- Betreutes Wohnen für Senioren
- Caritas-Sozialstationen
- Seniorenberatung
- CarUSO (Unterstützung von Menschen mit Demenz)
- Seniorenreisen

Menschen mit Behinderung

„Wohnen, leben, arbeiten, so selbstbestimmt ich kann.“ Menschen mit geistiger und psychischer Behinderung sowie Menschen mit Hörschädigung finden bei uns Beratung, Begleitung und Unterstützung in ihrer Lebensgestaltung und Integration in Arbeit.

- Wohnhäuser für Menschen mit geistiger Behinderung und mit Hörschädigung
- Betreutes Wohnen für Menschen mit Behinderung
- Caritas Werkstätten mit ca. 600 Arbeitsplätzen für Menschen mit Behinderung
- Arbeitsplätze für leistungsgeminderte Menschen

Zuwanderer und Flüchtlinge

„Deutschland ist ein Einwanderungsland.“ Zuwanderer und Flüchtlinge zu integrieren, ist für uns christliches Gebot und gesellschaftliche Herausforderung. Gegenseitige Wertschätzung und einen respektvollen Umgang mit Menschen fördern wir vor Ort. Wir unterstützen das friedliche Zusammenleben, denn Integration betrifft alle.

- Therapiezentrum für Folteropfer
- Flüchtlingsberatung
- Integrationsagentur

Menschen in Krisen

„Hoffnung wecken und eigene Ressourcen fördern.“ Caritas für Köln ist für Menschen da, die aus unterschiedlichen Gründen an den Rand der Gesellschaft geraten sind.

- JobBörsen für Langzeitarbeitslose
- Sozialpsychiatrische Zentren
- Allgemeine Sozial- und Schuldnerberatung
- Kontakt- und Beratungsstelle für Wohnungslose mit Mittagstisch und medizinischer Versorgung
- Kleiderkammer
- Betreutes Wohnen

Kinder, Jugendliche und Familien

„Ihre Zukunft, unsere Zukunft.“ Kinder und Jugendliche finden bei uns Orientierung und Unterstützung. Wir schaffen Perspektiven und eröffnen Chancen auf dem Weg ins Leben. Wir stärken Familien, damit sie ihre Kinder zu eigenverantwortlichen und selbstständigen Persönlichkeiten erziehen.

- Jugendzentren
- Bilinguale Kindertagesstätten
- Sprachheilkindergarten
- Caritas-Jugendbüro
- Erziehungs- und Familienberatung

IMPRESSUM

Herausgeber:
Caritasverband Köln e.V.
Bartholomäus-Schink-Straße 6
50825 Köln
www.caritas-koeln.de
info@caritas-koeln.de
ViSdP: Pfarrer Franz Decker, Caritasdirektor

Redaktion:
Marianne Jürgens, Öffentlichkeitsarbeit
T. 0221- 95570-237, marianne.juergens@caritas-koeln.de

Vorstand:
Pfarrer Franz Decker (Caritasdirektor und Vorstandsvorsitzender), Peter Krücker (Caritas-Dienste) und Hubert Schneider (Finanzen und Personal)

Text und Gestaltung:
steinrücke+ich, Bismarckstr. 12, 50672 Köln
Druck: Caritas-Werkstätten Köln

1. Auflage: 7000 Exemplare
Stand: Juni 2008



für köln

Caritasverband Köln e.V.
Bartholomäus-Schink-Straße 6
50825 Köln
Tel: 0221/9 55 70-0
info@caritas-koeln.de
www.caritas-koeln.de